AUT, XLV, 2007, p. 281-289

GOTTFRIED KELLERS *WINTERNACHT*: DAS ***NICHTS*** IN DER ***NIX(E)***

von

Elena-Raluca WEBER

1. Lyrik des Bürgerlichen Realismus

1.1. Programmatik

Die Nachrevolutionäre Lyrik ist vor allem in Abgrenzung zum Jungen Deutschland und Vormärz zu definieren, wobei sie mittels einer prägnant defensiven Haltung hervortritt, in verstummt geäußerter Ablehnung dem vom früheren, programmatischen Realismus dargestellten Ton, widerstandsartiger Natur. Die Selbstbewahrung wird dadurch gekennzeichnet, dass sie eine „Lockerung der Wirklichkeitsbezüge“[1] ausübt, um sich in Verinnerlichung neu aufzubauen. Dieser innigen Umkehrung entsprechen gewissermassen die Subjektivierungstendenzen des Bürgerlichen Realismus, indem sie „das Medium subjektiven Erlebens und Empfindens“[2] im Rahmen der Lyrik entdecken. Das gilt außerdem als eine individuumszentrierte Beziehung, mit deren Einfluss „das bürgerliche Subjekt seine Identität bestätigen konnte“[3]. Der Verengungsprozess kommt infolge des Scheiterns der 1848 Revolution; die geistige Beherbergung vor dieser tief wahrgenommenen Fehlentwicklung ist innerhalb der Natur zu finden. Trotz der Tatsache, dass die Natur nicht mehr der romantische, idylisch geprägte *locus amoenus* ist, bietet sie dennoch Zuflucht für die Autoren, die das natürliche Element in ihren resignativen und epigonalen Innerlichkeitswerken vielfältig thematisieren, u.a. Theodor Storm, Gottfried Keller und Theodor Fontane.

---

[1] Sabine Becker, *Lyrik im Bürgerlichen Realismus,* in *Bürgerlicher Realismus. Literatur und Kultur im bürgerlichen Zeitalter 1848-1900*, Tübingen/Basel, A. Francke Verlag, 2003, S. 327.
[2] Ebd.
[3] Ebd.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universităţii de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

1.2 Gottfried Keller-Vertreter dichotomischer Tendenzen

Trotz der zuvor erwähnten Unterschiede zwischen der ursprünglichen bürgerlich-realistischen Programmatik und dem dichterischen Herangehen, versuchen Schriftsteller mit realistischen Momenten des lyrischen Schreibens[4] vernünftig umzugehen.

Insbesondere *Gottfried Keller (1819-1890)* gestaltet eine solche realistische Gegenüberstellung durch die „Motivkomplexe Natur und Staat“[5], jedoch indem er sich von der politischen Lyrik seiner Frühzeit abwandte. Dennoch ist seine Haltung anders zu interpretieren als im Falle der Umkehr Deutschlands im Innenleben, weil der Schweizer Keller sich erlauben konnte, „nach dem Sieg der liberalen Demokratie in seiner Heimat sich wieder dem Naturgedicht zurückzuwenden.“[6]

> Wirklichkeitsnähe und ein starkes Naturgefühl, verbunden mit einer Liebe zum Schlichten und Einfachen, ließen traditioneller Rhetorik und lyrischem Pathos bei Keller keinen Raum. (...) Eine Bestätigung seiner gefühlsbedingten Naturfrömmigkeit und Lebensgläubigkeit, seiner Mystik des Irdischen und seiner Überzeugung von der Einheit des Naturhaft-Sinnlichen und des Vernünftig-Sittlichen fand Keller bei Ludwig Feuerbach und Angelus Silesius. Trotz des Verlustes der Unsterblichkeit zeugen Kellers Gedichte von einer Befreiung und Öffnung des lyrischen Ich zur Objektivität und Ganzheit eines naturhaft ruhenden Seins.[7]

Kellers Lyrik beruht also von Anfang an auf einem Zwiespalt, sowohl was sein konkretes Ich und das Über-Ich seiner Gedichte angeht, als auch was der Bürgerliche Realismus bedeutet hatte und wie sich seine Programmatik in der Poesie entfaltet hat, zugunsten unterschiedlicher politisch-gesellschaftlicher Umstände. Die Natur bietet eine mystische, aber nicht erreichbare Vereinigung mit den Urquellen, und trotz dieses innig stark empfundenen Verhältnisses, wird es paradoxerweise durch die Objektivität des Realismus ausgedrückt (angeblich gehirngesteuerte Wahrnehmung).

Überdies, in Beziehung zu Staat und Natur, unterzieht sich Keller später in seinem Dichterleben einer Umwandlung bis hin zur Politisierung, indem er „verstärkt patriotische Gelegenheitsdichtung verfasste. [...] Subjektives wird in diesen Gedichten zurückgedrängt, das lyrische ‚Ich’

---

[4] Vgl. Rolf Selbmann, *Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus*, Bielefeld, Aisthesis, 1999.
[5] Andreas Huyssen, *Friedrich Hebbel. Gottfried Keller,* in *Bürgerlicher Realismus,* Stuttgart, Philipp Reclam jun. Verlag, 1995, S. 274.
[6] Ebd.
[7] Ders., S. 275.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universităţii de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

erfährt zugunsten des ‚Wir' nur mehr wenig Beachtung, das vermittelte Erleben wird auf eine allgemeine kollektive Ebene gehoben."[8]

Der Versuch, die Lyrik zu objektivieren, erreicht seinen Höhepunkt in dem Moment als Keller sie als Nebenbeschäftigung ansieht, wegen dem subjektiven „Firlefanz"[9] eines „alten Zitherschlägers"[10], „im Gegensatz zur objektiven Tätigkeit des Epikers"[11]. Der Ton seines Schreibens verwandelt sich somit in eine nüchterne Erläuterung der ständigen Bemühungen Dichtung im realistischen Gewand zu bekleiden.

2. Winternacht

2.1. Allgemeines

Das Jahreszeitengedicht *Winternacht* ist den „Neueren Gedichten" (1851) entnommen, und wurde nach der Begegnung des Dichters mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach geschrieben. Kellers lyrisches Herangehen kannte eine durch dieses Treffen starke Prägung.

Die erste Fassung der *Winternacht* entstand in „Lyrische Blätter I" (1847), zusammen mit *Frühlingsnacht*, *Sommernacht* und *Herbstnacht*, alle vier Gedichte unter dem suggestiven, quasi-selbsterklärerischen Titel *Nachtgesänge*, der auf eine Pluralität der Thematik deutet.

Die Vervielfältigung ist auch nur im Einzelgedicht bemerkenswert (vgl. *Winternacht*):

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin –

[8] Sabine Becker, *Lyrik im Bürgerlichen Realismus,* S. 331.
[9] Gottfried Keller, zit. nach Dies., S. 331.
[10] Gottfried Keller, zit. nach Dies.
[11] Ebd.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universității de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn! [12]

2.2. Interpretationen

Trotz der temporalen Festlegung im Titel (Jahreszeit: Winter, Tageszeit: Nacht), verbleibt die Ambiguität im Inhalt und Raum, angefangen mit dem Rahmen in der ersten Strophe: das Irdische und das Kosmische sind verbunden, es herrscht ein allgemein verbreiteter Stillstand. Unerwarteterweise zerreißt Bewegung den ruhigen Naturzustand, und ab der nächsten vierzeiligen Strophe verdeutlichen sich zwei parallele Welten, die von unbewussten, „dünnen" Grenzen („Eis") getrennt und zugleich von einem symbolischen „Seebaum", der als *axis mundi* agiert, vereint sind.

Das ganze Gedicht beruht auf der Spaltung mittels dichotomischer Elemente, die sich in Koexistenz befinden und trotzdem nicht interagieren oder ihre Stellen wechseln können. Die Antithese gehört dazu (Oberfläche-Inneres, „schwarze Tiefe"- „weiße Schönheit", „weiße Schönheit"- „dunkles Antlitz"), nicht nur was die Umgebung betrifft, sondern auch in Verbindung mit den Angehörigen der gegenüberstehenden Welten, nämlich das lyrische Ich und die Nixe. Sei es als Nixe, Undine, Meerjungfrau, Lorelei oder Melusine bezeichnet, bleibt dieses mythische Wesen (halb Frau-halb Fisch) eine Verführung in den Tod, denn die Tatsache, dass sie eine Faszination der unantastbaren Schönheit ausübt, deutet im Untertext auf Gefahr hinweg.

In der letzten Strophe wird versucht, die Überwindung der Grenzen, die sich als Prozess innerhalb des Gedichtes entfaltet, zu vervollständigen („Mit ersticktem Jammer tastet' sie/An der harten Decke her und hin"), aber sie scheitert (ähnlich der Märzrevolution). Dennoch erlebt das lyrische Ich eine Melancholie des Unerreichbaren, des Idealen, dessen Zugang ihm abgelehnt wird („Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,/ Immer, immer liegt es mir im Sinn").

3. *Winternacht*-eine Umkehrung der Perspektive

3.1. Zwischen Nichts und Etwas

Die gesamte Botschaft des Gedichtes ist verändert, in dem man das Gewicht verlegt, und zwar auf das Wort *Nix'*, das in üblichen Interpretationen als Folgendes wahrgenommen wird:

Nixe = *Wasserjungfrau* [< ahd. *nicchessa* = „Wasserfrau"; → Nix][13]

[12] Gottfried Keller, *Gedichte in einem Band*, Frankfurt, Insel Verlag, 1998, S. 277.
[13] Vgl. Gerhard Wahrig (Hrsg.), *Wahrig Deutsches Wörterbuch*, München, Bertelmanns Lexikon Institut, 2000, S. 925.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universității de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

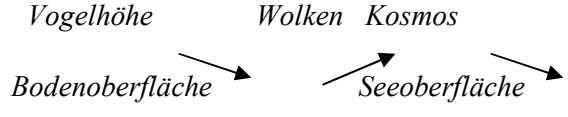
Nix = *Wassermann* [< ahd. *nicchus* = „Fluss**un**tier“, „Wassergeist“ < germ. * *nikwes*-, * *nikwus*-; zu idg. * *nigu* „waschen“][14].

Man hätte diese Erklärung einfach als Solche erkennen können. Die Entscheidung wäre völlig gerechtfertigt, denn man hat im lyrischen Diskurs das Apostroph, das eigentlich beweist, es handele sich um eine Verkürzung des Wortes „Nixe“, die in dieser Form aus prosodischen Gründen auftritt.

Trotzdem würde ich eine unterschiedliche Sichtweise vorschlagen, die die Anwesenheit des Apostrophs als Vorwand erklärt, um eine tiefere Bedeutung zu unterstreichen, die außerdem vom poetischen Inhalt völlig unterstützt ist.

nix = (Pronominaladj.; umg.) nichts[15]

Vorrang in meiner Argumentation würde die auf „nix“ bezogene Darstellung haben. Es wird von Anfang an ein quasi-ursprünglicher Naturzustand beschrieben, ein Dekor, das dreimal mittels Negierung festgelegt wird („*Nicht* ein Flügelschlag ging durch die Welt/, Still und blendend lag der weiße Schnee./ *Nicht* ein Wölklein hing am Sternenzelt,/ *Keine* Welle schlug im starren See.“ [meine Hervorhebung]). Nicht-Bewegung bzw. Stillstand steht also im Vordergrund, und die negative Beschreibung, die in dreier Form erscheint, setzt die trinitären Voraussetzungen für die Genesis: göttlich angedeutet, jedoch menschlich gesteuert. *Das Nichts hat das Potential in sich, Etwas zu werden.* Das Pronominaladjektiv wird daher substantiviert und groß geschrieben. Die Blickwendung erscheint in einer hin und her Beziehung mit dem Oben und dem Unten, die sich noch nicht vereinen, um zu schöpfen.



Die Blickwendung fällt letzlich auf die Seeoberfläche, die das Wasser im allgemeinen repräsentiert. Das Wasser verkörpert das Weibliche, das Irrationale, das Traumhafte; das schöpferische Unbewusstsein ist dadurch ausgedrückt. Es ist also kein Zufall, dass die erste Bewegung genau aus dem Wasser stammt; es handelt sich aber um eine Bewegung, die noch kein Etwas ist, sondern ein Herauskommen in Richtung des Etwas. Der Seebaum als Weltachse ist „in der Tiefe“

[14] Ebd.
[15] Ebd.

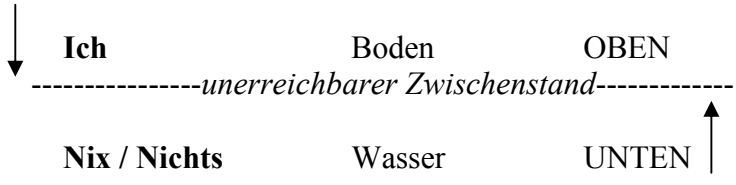
BDD-A6408 © 2007 Editura Universităţii de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

verwurzelt (*fast ein phallozentrisches Element, das das Weib-Mann Verhältnis, die notwendig für jedwelche Kreation ist, hervorhebt*), denn auch das Wasser ist noch nicht schöpfungsfähig, die Fruchtbarkeit in sich ist erfroren („Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf, / Bis sein Wipfel in dem Eis gefror"). Schöpfung geschieht nicht anhand des Prinzips „fiat lux!" („Es sei Licht!"), sondern kommt als Prozess hervor, als allmähliche Metamorphose, vor allem durch das Verb *klomm*[16] geäußert.

Das Nichts („Nix") will verzweifelt nach Oben kommen („An den Ästen *klomm* die Nix' herauf" [meine Hervorhebung]), und sich selbst zu gebären, um Etwas zu werden, oder einfach zum Werden zu gelangen. Der menschenleere Zustand könnte beibehalten werden. Das Sehen ist seine erste Beziehung zu der Welt außerhalb des wasserartigen Mutterleibes, die Perzeption ist also eine organoleptischer Natur („*Schaute* durch das grüne Eis empor" [meine Hervorhebung]).

Doch dann tritt eine neue Anwesenheit auf die schöpferische Bühne, ein Zeuge, der sich als lyrisches Ich bezeichnet („Auf dem dünnen Glasse *stand ich* da" [meine Hervorhebung]): poetische Instanz, die sich auch im Stillstand befindet. Für ihn ist die Wahrnehmung auch eine visuelle („*unter* meinen Füßen *sah*" [meine Hervorhebung]), jedoch auf das Untere bezogen, im Gegensatz zum nach Oben strebenden Nichts.

Das erste Etwas-Merkmal, das das Nichts erhält, ist Geschlecht („*Ihre*" [meine Hervorhebung]); aus dem Weiblichen („schwarze Tiefe") wird das Weibliche („weiße Schönheit Glied um Glied") geboren, das immerhin ein Neophythus bleibt. Nur eine Vereinigung mit dem männlichen (weil auf Boden) lyrischen Ich könnte die Schöpfung vervollständigen. Da die beiden unterschiedlichen Welten angehören, bräuchten sie eine Kompromissbewegung, jeder in Richtung des anderen; beide Zustände sind nicht willig, sich so zu verhalten. Sowohl das Ich, als auch das Nichts, sind in ihrer Positionen Gefangene; sie haben somit keine Initiativkraft.



[16] klimmen-klomm-geklommen = *emporsteigen, hinaufklettern* (meist in Zus. wie empor~, er~) [mhd. *klimmen, klimben* < ahd. *klimban*, engl. *climb*; → *klemmen*]
Vgl. Gerhard Wahrig (Hrsg.), *Wahrig Deutsches Wörterbuch*, München, Bertelmanns Lexikon Institut, 2000, S. 741.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universităţii de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

Wenn die beiden nicht einmal zu einem Zwischenstand gelangen können, oder zu einem Transfer *Ich*↔*Nix*, ist es unmöglich über eine Vereinigung, oder zumindest einem Umtausch der zwei Welten zu sprechen.

Konkret, das Nichts wird weder zum Etwas, noch kann es eine Rückkehr in den Mutterleib verwirklichen, trotz heftiger Versuche („An der harten Decke her und hin“). Überdies bleiben beide Gestalten mit Frustgefühlen, mit „Jammer“ und Melancholie („Mit ersticktem Jammer tastet' sie /An der harten Decke her und hin – / Ich vergeß das dunkle Antlitz nie, / Immer, immer liegt es mir im Sinn!“). Dennoch erreichen sie einen Zwischenstand im abstrakten Sinne, weil sie im symbolischen Limbo leben müssen, mit der undurchsetzbaren Schöpfung als ewiges Memento, das zur Koexistenz der drei temporalen Dimensionen führt. Als Beweis diesbezüglich sind die Tempusformen, die zunächst mittels Präteritum einen retrospektiven Sichtpunkt anbieten („ging“, „lag“, „hing“, „schlug“, „stieg“, „erfror“, „klomm“, „schaute“, „stand“, „schied“, „sah“). Das Vergangene wird weiterhin vom Präsens mit zukünftigem Wert ersetzt („vergess“, „liegt“). Diese Nuance wird durch das rekurrente „immer“ verstärkt.

Schließlich ist die Schöpfung, schon vom Titel her betrachtet, unmöglich, der „Winternacht“ mangelt es an Fertilität: der Winter ist die Jahreszeit des „Erschlafens“, der „Vor-Schöpfung“, und die Nacht bedeutet implizit die Abwesenheit der Sonne, d.h. keine Voraussetzung für das Schaffen, jedwelcher Natur (keine romantische Reminiszenzen). Die Nacht ist außerdem die Herrschaft des Onirischen, der „Schlafenden“ und, laut Francisco de Goya, geschieht folgendes in dieser nüchternen, ständig verwandelbaren Konstellation: „Der Schlaf der Vernunft gebärt Monster“. Nicht destotrotz, könnte es sein, dass den beiden Gestalten verboten ist, sich zu vereinen, weil eine Beziehung unter solchen Bedingungen zu monsterhaften Geschöpfen führen könnte, sogar zum Androgynat: ein Perfektionszustand, der von den Göttern beneidet wird.

3.2 Weltloses Ich

Die ständig wiederkehrende Erinnerung an diese übernatürliche Begegnung kann dazu führen, dass die zwei Gestalten weder einer neuen, noch ihrer eigenen Welt zugehörig sind. Es ist eine einzigartige Form von Selbstexil und zugleich eine äußerlich gesteuerte Auslassung, eine verborgene Verinnerlichung (wie in der Lyrik des Bürgerlichen Realismus), gemischt mit dem Außenseitertum: der Zwiespalt des Nichts-Etwas, typisch für die *menschliche Natur*. Zur Unterstützung dieser These

BDD-A6408 © 2007 Editura Universităţii de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

und dem Negierungszustand am Anfang des Gedichtes komm folgendes vor:

> Menschen ohne Welt waren und sind diejenigen, die gezwungen sind, *innerhalb einer Welt* zu leben, die nicht ihrige ist (...) innerhalb einer Welt, *für* die sie zwar gemeint, verwendet und ‚da' sind, deren Standards, Abzweckung, Sprache und Geschmack aber *nicht die ihrigen*, ihnen nicht vergönnt sind. (...) darin besteht eben das *‚negativ Onthologische'*[17] - dass die Welt, die er selbst herstellt, mindestens mit-herstellt, *nicht seine* Welt ist, dass er in dieser nicht zuhause ist, so wenig zuhause ist, wie der Bauarbeiter in dem von ihm mit-errichteten Gebäude zuhause ist. In anderen Worten: da er nur für die Welt Anderer lebt, für eine Welt, in der Andere sich zuhause fühlen sollen, trifft auf ihn Heideggers Grundcharakterisierung menschlichen Seins: dass dieses *eo ipso ‚In-der-Welt-sein'* sei, nicht eigentlich zu; lebt er nicht eigentlich *‚in'*, sondern *‚innerhalb'* der Welt.[18]

4. Schlussfolgerung

Anhand dieser kontrastiven Untersuchung kann festgestellt werden, dass trotz kontextgebundener oder semantisch umgewandelter Perspektiven, die sich selbst widersprechen und zugleich unterstützen, im dichterischen Herangehen Kellers eine Konstante verbleibt, nämlich die *Ambivalenz*, formell wie auch inhaltlich. Die Einheit basiert also auf Dichotomie, die nachrevolutionäre Verinnerlichung geschieht als Gegenreaktion auf äußerliche Faktoren, eine Vereinigung ist unmöglich ohne mindestens zwei danach strebende Komponenten. Nichts und Etwas bedingen den lasterhaften Kreis des menschlichen Zwiespalts. Lyrische Schöpfung - denn davon handelt es sich im Gedicht - ist nicht zu verwirklichen, wenn keine Aussöhnung zwischen den beiden Seiten der poetischen Instanz (Nichts und Etwas) geschieht. Die Nixe als mythisches Wesen ist nur eine Oberfläche für das doppelgegnerische Nichts, jedoch nicht willkürlich gewählt, denn dieses Wassergeschöpf ist auch gespaltet (halb Fisch, halb Frau, auch in der männlichen Variante des Nixens):

> **Nix(e)** [althochdeutsch *niccus*, ursprünglich „badendes (im Wasser lebendes) Wesen"], Wassergeister, denen Tier-, Pflanzen- oder Menschengestalt beiderlei Geschlechts als Erscheinungsform zugedacht werden.[19]

Letztendlich könnte man die unterschiedlichen Interpretationen einheitlich behandeln: die Nixe-zentrierte als eine textuelle Wahrnehmung, die Nichts-bezügliche als eine „in die Tiefe" gehende Darstellung, denn:

---

[17] Meine Hervorhebung.
[18] Günther Anders, *Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur,* München, Verlag C.H. Beck, 1993, S. 11-12.
[19] Vgl. Brockhaus, *Der Brockhaus im Text und Bild,* Mannheim, Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus A.G, 1999.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universității de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)

> Für das Gefühl des Menschen ist die Einheit des eigenen Selbst von der Einheit überhaupt nicht unterscheidbar; denn wer im Akt oder Vorgang der Versenkung unter den Bereich aller in der Seele waltenden Vielheit gesunken ist, kann das Nicht-mehr-sein der Vielheit nicht anders denn als die Einheit selber erfahren, also das eigene Nicht-mehr-vielfältig-sein als das Nicht-mehr-zuzweit-sein des Seins, als die enthüllte oder erfüllte Zweitlosigkeit.[20]

LITERATURVERZEICHNIS

Anders, Günther, *Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur,* München, Verlag C.H. Beck, 1993.

Aust, Hugo, *Lyrik,* in *Literatur des Realismus. 3., überarbeitete und aktualisierte Auflage,* Stuttgart/Weimar, Verlag J.B. Metzler, 2000, S. 97-102.

Becker, Sabine, *Lyrik im Bürgerlichen Realismus,* in *Bürgerlicher Realismus. Literatur und Kultur im bürgerlichen Zeitalter 1848-1900*, Tübingen/Basel, A. Francke Verlag, 2003, S. 327-333.

Brockhaus, *Der Brockhaus im Text und Bild, 20. neubearb. Aufl.,* Mannheim, Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus A.G, 1999.

Buber, Martin, *Die wortlose Tiefe*, in *Das dialogische Prinzip. Ich und Du. Zwiesprache. Die Frage an den Einzelnen. Elemente des Zwischenmenschlichen. Zur Geschichte des dialogischen Prinzips,* Heidelberg, Verlag Lambert Schneider, 1984, S. 173-176.

Huyssen, Andreas, „*Friedrich Hebbel. Gottfried Keller",* in *Bürgerlicher Realismus,* Stuttgart, Philipp Reclam jun. Verlag, 1995, S. 274-277.

Keller, Gottfried, *Gedichte in einem Band*, Frankfurt, Insel Verlag, 1998.

Selbmann, Rolf, *Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus*, Bielefeld, Aisthesis, 1999.

Wahrig, Gerhard (Hrsg.), *Wahrig Deutsches Wörterbuch*, München, Bertelmanns Lexikon Institut, 2000, S. 741, 925.

GOTTFRIED KELLERS *WINTERNACHT*: DAS ***NICHTS*** IN DER ***NIX(E)***

(Rezumat)

Studiul „Gottfried Kellers *Winternacht*: Das ***Nichts*** in der ***Nix(e)***" presupune o abordare contrastivă, din perspectivă analitică, inițiind argumentarea prin raportare la programul estetic al Realismului Burghez. Discursul interpretativ se centrează asupra liricii, i.e. creația ambivalentă a poetului eponim, exprimând, pe de o parte, maniera în care sunt tematizate aspecte ale canonului tradițional, iar pe de alta urmărind deconstructiv paradoxul unei dihotomii unificatoare, ocultată la nivelul transferului identitar dintre Nimic şi Ceva.

[20] Martin Buber, *Die wortlose Tiefe,* in *Das dialogische Prinzip. Ich und Du. Zwiesprache. Die Frage an den Einzelnen. Elemente des Zwischenmenschlichen. Zur Geschichte des dialogischen Prinzips,* Heidelberg, Verlag Lambert Schneider, 1984, S. 175.

BDD-A6408 © 2007 Editura Universității de Vest
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 08:53:41 UTC)